

Werk

Titel: Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris

Autor: Bretschneider, Heinrich Gottfried

Verlag: Nicolai

Ort: Berlin; Stettin

Jahr: 1817

Kollektion: Itineraria

Werk Id: PPN250545381

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN250545381> | LOG_0011

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=250545381>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Erstes Kapitel.

Versuche mit Mohnsafte.

Ich war in Diensten eines nicht ganz kleinen Reichsfürsten; ein Amphibium, halb Militair und halb Civilist; hatte Frau und Kinder, und wenig Besoldung. — Eine sichere Aussicht zu besserem Unterkommen bewog mich, meinen Abschied zu fordern, den ich erhielt. Ich machte eine Reise von hundert Meilen zu dem Orte, wo mir mein neues Glück bevorstand; und würde alles erlangt haben was ich hoffte, wenn ich einige Monate auf dem Plage ausgehalten hätte. Aber die Liebe zu meiner Frau, die mir alle Posttage schrieb, daß Anverwandte, Freunde, Nachbarn und dergleichen, auch sogar schon durchlauchtige und hochgeborne Schwäger, sich meiner oft erinnerten und behaupteten „ich würde Weib und Kinder sitzen lassen, und nie wieder kommen“ verwirrte meinen Kopf dermaßen: daß ich, ohne mich von den Männern zu beurlauben, die an meiner Anstellung arbeiteten, meine Rückreise antrat, die hundert Meilen ohne den geringsten Aufenthalt schlennig zurück-

zurücklegte, und zu Hause — alles in der Ordnung fand, wie ich es verlassen hatte; ohne daß meine Abwesenheit, oder jenes Geschwätze, irgend eine Veränderung des gewöhnlichen Laufes der Dinge verursacht hätte. —

Anstatt meine Uebereilung wieder gut zu machen, auf der Stelle umzukehren, auszuharren und mich nicht weiter an das Gevattern = Geflatsch zu kehren, das mich das erste Mal irre gemacht hatte: blieb ich nun zu Hause, und verzehrte meine wenige Baarschaft, die gerade noch zureicht haben würde, die Reise noch ein Mal zu machen.

In der Gegend, wo ich saß, schienen mir alle Thüren zu einer neuen Anstellung verschlossen; aus Ursachen, die mir keine Schande machen, wenn ich Lust und Zeit hätte sie anzugeben, die aber doch auch meistens aus mir selbst herrührten.

Ich liebte meine Familie, meine Frau war ein rechtschaffnes, häusliches Weib, die aber alles nur in schwarzem Schatten sah; und die nach ihrer Philosophie die Meinung hegte, daß nur der Besitzer eines Vermögens, das ihn und die Seinigen gegen jeden Zufall sicher stellt, mit offner Stirne — Narren und Schurken trogen, niemand aber ihrer spotten dürfe; welches ich ihr auch, wenn sie mich bei manchen Fällen daran erinnerte, nicht allezeit wohl widerlegen konnte. Meine Schwiegermutter, in einer kleinen Stadt nicht weit von uns, hatte gleiche Grundsätze, und war

war nicht geneigt, mich mit etwas anderm, als guten Wünschen zu unterstützen; und das hatte sie mit einem feinen Häuflein meiner Gläubiger gemein, die mir um ihres eignen Bestens willen viel Geld gönnten, mich aber, ob sie gleich wußten, daß ich keins hatte, nichts desto weniger schriftlich und mündlich, um das was ich hatte, weidlich quälten.

Ich hatte schon manches Elend erlebt, konnte mich von Kindesbeinen an keiner Glückseligkeiten rühmen, hatte dem Zufalle wenig, und der Unterstützung der Meinigen gar nichts zu verdanken; ich war also schon mit verschiedenen Arten widriger Schicksale bekannt, und wußte sie zu ertragen, so lange sie auf meine Person nur allein wirkten: aber dies Mal, da auch Frau und Kinder mit leiden mußten, scheiterte meine Standhaftigkeit; und das Beispiel vom Erzvater Hiob, dem seine Haut lieber war, als Söhne und Töchter, hatte für mich keinen Sinn. Ich fürchtete den Anblick meiner, durch mich unglücklichen Familie noch vor der wirklichen Epoche, und verlor alle Thatkraft. —

Was war also zu thun? — Nach meiner Meinung damals nichts anders, als: zu sterben! und daran arbeitete ich im Winter 1771 mit allem Ernste *). Nach reifer Ueberlegung, wie ich dieses

*) Aus dieser Stimmung läßt sich die einzige große Lücke im Briefwechsel mit Nicolai erklären; denn vom
 § 2
 Oct.

seß löbliche Vorhaben ohne großes Aufsehen, ausführen konnte, zog ich den Hungertod allen andern vor: denn ich hatte wirklich schon seit einiger Zeit den Appetit verloren, und hörte und sah nichts um mich herum, das mir Lust zum Essen, oder Muth zu fassen, erwecken konnte; und doch war ich damals erst drei und dreißig Jahr alt, gesund und stark. — Ich fing das Werk also an: Ich legte mich ins Bett, und stellte mich krank. Aber es wurde mir unerträglich, mit gesundem Leibe im Bette zu liegen; und wenn ich aufstand, sahe ich auch nur Gegenstände, die mein Herz peinigten. Ich machte also vor der Hand eine Pause in meinem Plane, ich gieng wieder aus, und kaufte mir aus allen Apotheken im Umkreise von fünf Meilen so viel Laudanum liquidum und trocknes Opium, als ich nur bekommen konnte, und brachte dessen einen beträchtlichen Vorrath zusammen. Nun legte ich mich wieder ins Bett, und es ging besser als das erste Mal; ich nahm fleißig mein Laudanum, schlummerte sanft den ganzen Tag, oder lag in einer Art von Betäubung; machte dem Arzte, den man zu mir holte, etwas weiß, aß nichts, trank nichts, als ein wenig Thee ohne Milch, und lebte so sechs ganzer Tage, ohne daß sich das geringste Zeichen einer nahen Auflösung einstellen wollte. Schwächer wurde ich, aber doch nicht mehr, als ein Mensch der

Oct. 1771, bis zum April 1773 (in welchen Zeitraum auch die Reise nach England ic. fällt) schrieb der Verf. nicht ein einziges Mal an ihn.

Anmerk. d. Herausg.

der etwa eine starke Portion Blut verloren hat. So lange das Opium in mir wirkte, war mir immer wohl, und es mengte sich in meine Träumereien auch nicht die mindeste Erinnerung an mich und meinen Zustand. In der sechsten Nacht hatte ich ruhig geschlafen bis früh fünf Uhr; folglich hatte ich die Dosis vom Abend vorher ausgeschwitzt, und erstaunte nicht wenig, als ich beim Aufwachen etwas Spiziges in meinem Munde fühlte. Es war eine von der größten Gattung Stechnadeln, beinahe zwei Zoll lang. Jetzt sammelte sich meine Denkkraft wieder. Ich habe immer an eine göttliche Vorsehung geglaubt, glaube auch noch daran: aber ich halte es für einen groben Pharisäischen Eigendünkel, wenn sich ein einzelner Mensch einbildet, der Schöpfer würdige ihn vor andern einer besondern Aufmerksamkeit; da er doch täglich sieht, daß viel bessere Menschen, als er, ihrem Schicksale unterliegen *); und jetzt kam mir der Gedanke ein: „An dieser Nadel, die du ohne Zweifel im Schlafe aus dem Bettvorhange gezogen hast, kannst du sehen, daß auch ohne dein Zuthun Wege genug da sind, dich aus der Welt zu schaffen, vielleicht sollst du noch leben.“ — Ich nahm also kein Laudanum mehr, ließ mir zu essen geben, und erholte mich bald wieder; aber ich

*) Die Gründe gegen eine sich auch auf das Einzelne erstreckende Vorsehung, sind schon so oft und so bündig widerlegt worden, daß es unnöthig ist, hier etwas dagegen zu sagen; auch läßt sich aus des Verf. Briefen an N. nicht undeutlich schließen, daß er selbst, später, eine andre Meinung angenommen habe.

ich wartete auf Hülfe von der Vorsehung, wie die Thoren warten. Kein Courier brachte mir Geld oder ein Anstellungs-Parent. Also kam ich wieder auf meinen ersten Gedanken.

Ich hatte noch fließendes und trocknes Opium, dazu goß ich Spiritus Vini, zerrührte alles wohl, und that es in eine kleine Phiole. Damit wanderte ich zu meiner Schwiegermutter, von der ich wußte, daß sie nicht über die Leichenkosten verlegen seyn konnte, und war beim Nachtessen noch ganz heiter. Ich ging um zehn Uhr auf mein Schlafzimmer, ergriff meine Mirtur, trank sie aus, warf die leere Bouteille so weit ich konnte aus dem Fenster, und legte mich nun in gänzlicher Erwartung meines Hinscheidens ins Bette; schlief auch sogleich ein, und erwachte etwa nach einer halben Stunde mit heftigem Erbrechen, welches meinen Magen von allem was er in sich hatte, entledigte, und zugleich mein Gemüth von allen Sterbensgedanken. Ich legte mich wieder zu Bett, schlief ruhig bis zum hellen Morgen, und fühlte beim Aufstehen nur eine geringe Ermattung, aber auch einen Ekel vor allen Opianen, der noch dauert, und so weit geht: daß mich schon der Geruch davon zum Erbrechen bewegt.

Nun ging ich wieder nach Hause, und faste den Muth, mich an einen Mann zu wenden, der mir schon oft mit Rath und That nützlich gewesen war, an den holländischen Gesandten in Mainz, Grafen Wartenleben. — Ich entdeckte ihm
meine